



Jugendlicher in Polizeigewahrsam: Die Karrieren der Kindergangster sind Belege staatlichen Versagens

KINDERKRIMINALITÄT

Zwischen Rambo und Versager

Der brutale Mord an einem Ladenbesitzer in Hamburg hat die Debatte über gewalttätige Jugendliche verschärft. Weil Behörden den Nachwuchskriminellen nicht mehr gewachsen sind, fordern Politiker geschlossene Heime. Experten sehen darin kein Patentrezept.

Die brutale Tat war kaltblütig geplant. In einem Hamburger Einkaufszentrum besorgten sich Christian und Patrick, beide 16, am vergangenen Montag ein dreiteiliges Messerset und ein Paket Nylonstrümpfe. Dann fuhren sie in den Stadtteil Tonndorf, zogen sich die Damenstrümpfe über die Köpfe und gingen, mittags um fünf Minuten vor eins, in den Feinkostladen von Willi Dabelstein.

Während einer in die Ladenkasse griff, stach der andere auf den 73jährigen Mann ein – dreimal bohrte sich das Fleischmesser in dessen Brust, einmal in den Kopf. Sie zogen dem Sterbenden das Portemonnaie aus der Tasche und flüchteten mit einer Beute von 220 Mark. Dabelstein verblutete.

Wenige Wochen zuvor waren im Hamburger Norden drei Jugendliche ausgera-

stet. Im Stadtteil Langenhorn hatte sich ein 13jähriges Mädchen in Daniel, 15, Mitglied einer ortsbekannteren Bande, verliebt. Bei einem Rendezvous verlangte Daniel, daß sie auch mit seinen Freunden Dennis, 14, und Darko, 19, schlafen solle.

Das Mädchen weigerte sich. Es wurde geschlagen, gezwungen, Kokain zu schnupfen, und von den drei Kumpels mehrfach vergewaltigt.

Die extremen Fälle jugendlicher Gewalttaten haben bundesweit eine neue, heftige Diskussion über die Behandlung strafmündiger Teenager ausgelöst. Weil die mutmaßlichen Vergewaltiger und Mörder den Ermittlungsbehörden seit Jahren bekannt sind, schimpfte „Bild“ über die unglaubliche „Justiz-Schande“. Eilig forderten Politiker eine Verschärfung des Jugendstraf-

rechts. Und eine breite Koalition – vom Hamburger CDU-Fraktionschef Ole von Beust über die Polizeigewerkschaft bis zum liberalen Bundesjustizminister Edzard Schmidt-Jortzig – verlangte umgehend, wieder mehr geschlossene Heime für Jugendliche einzurichten.

Der Streit um den rechten Umgang mit auffälligen Jugendlichen hat sich zu einem heißen Wahlkampfthema entwickelt. Erzürnte sich die Republik eine Woche zuvor noch über die deutschen Hooligans, die nach Auffassung der Politiker international registriert (Außenminister Klaus Kinkel), umgehend abgeurteilt (Innenminister Manfred Kanther) oder gar in „Unterbindungsgewahrsam“ (CSU-Innenstaatssekretär Eduard Lintner) gebracht werden sollten, drehte sich in der vergangenen

Woche eine gefühlsbetonte Debatte um raubende, vergewaltigende und stehende Jugendtäter.

Die öffentliche Aufregung vermittelte den Eindruck, als seien junge Serientäter quasi über Nacht ein deutsches Massenphänomen geworden. Und sogleich hatten einige Politiker schnelle Patentrezepte parat, die allesamt darauf hinausliefen, den kriminellen Nachwuchs wegzuschließen. Wenn schon, so der Tenor, die Teenager nicht zu therapieren seien, müsse zumindest die Gesellschaft vor diesen Monstern geschützt werden.

Über die Frage, mit welchen Mitteln Staat und Gesellschaft die Jugendkriminalität bekämpfen müssen, wird unter Wissenschaftlern, Juristen und Pädagogen seit langem gestritten. Fest steht: Jugend- und Sozialbehörden sowie die Justiz sind im Umgang mit den Schwerstfällen überfordert – das bisherige Reparatursystem, mit dem Kinder aus total zerrütteten Familien aufgefangen werden sollten, ist gescheitert.

Dabei ist die Jugend, anders als Hardliner Glauben machen möchten, nicht durchgängig krimineller geworden (siehe Kasten Seite 24). Das Bild wird verzerrt durch Mehrfachtäter und durch spektakuläre Einzelfälle.

So erregte die Öffentlichkeit

- ▶ in Hamburg der Selbstmord des 17-jährigen Mirco, der von einer Jugendgang über Monate erpreßt und ausgeraubt worden war;
- ▶ im thüringischen Saalfeld der Fall Jana Georgi, 14, die ein 15-jähriger Junge auf offener Straße erstochen hatte;
- ▶ im sächsischen Doberstau der Fall des Markus T., der die elfjährige Christina

verschleppt, mißbraucht und dann erdrosselt hatte; und

- ▶ im vorpommerschen Anklam der Mord von drei 15- bis 18-jährigen Jugendlichen, die einen 61-jährigen mit ihren Stiefeln zu Tode getreten hatten.

Über die eigentlichen Ursachen der Jugendkriminalität herrscht weitgehend Einigkeit. „Unsere Kinder sind nicht schlechter, als wir es waren und als frühere Kindergenerationen“, erklärt Heribert Ostendorf, Leiter der Forschungsstelle für Jugendstrafrecht an der Universität Kiel, aber „die Bedingungen, unter denen Kinder heute erwachsen werden, sind schlechter geworden.“

Jugendliche Straftäter kommen durchweg aus kaputten Familien, die meist in trostlosen Ghettos der Großstädte wohnen. Arbeitslosigkeit, Alkohol- und Drogenmißbrauch der Eltern sowie häufig körperliche Züchtigungen und sexuelle Gewalt gegen den eigenen Nachwuchs machen aus der Kindheit ein freudloses Dasein.

Unter dem Spardruck haben die Kommunen weitgehend den vorbeugenden Jugendschutz abgeschafft. Individuelle Hilfsmaßnahmen setzen oft erst dann ein, wenn die Kids auf ihrer kriminellen Laufbahn schon weit vorangekommen sind – von Drogendelikten über Diebstahl bis zur Gewalt gegen Menschen.

Zwei Tage nach der Bluttat von Tonndorf sitzt Gitta T. in ihrem Wohnzimmer in Hamburg-Bergedorf und fürchtet sich. Ihr



Gewalttäter Patrick, Christian: Umfassendes Strafregister



Fleischmesser in der Nähe des Tatorts: Kaltblütig geplant

Sohn ist 15 und hat etliche Delikte auf dem Kerbholz: Waffenbesitz, Widerstand, schwere Körperverletzung. Sie selbst ist von dem 1,90 Meter großen Kerl mehrfach verprügelt worden. „Ich habe Angst“, sagt sie, „daß auch er irgendwann einen Opa plattmacht und dann als Schwerverbrecher im Gefängnis landet.“

Gittas Sohn wird früh auffällig. Er hat eine Gehirnhautentzündung, die nicht ganz ausgeheilt ist. Er muß miterleben, wie seine Mutter vom Vater geschlagen wird. Als er zwölf ist, beantragt sie Hilfe zur Erziehung. Mehrfach weist die Mutter die Sozialarbeiter vom Jugendamt auf die psychischen Defekte ihres Sohnes hin – vergeblich, eine individuelle Betreuung unterbleibt.

Der junge T. durchläuft das übliche Programm aus Wohngruppen und ambulanten Hilfen. Er wird immer brutaler, schlägt bei Wochenendbesuchen nicht nur seine Mutter, sondern auch die Schwester, seinen Erzieher, die Freundin. Bei einem seiner Gewaltschübe zertrümmert er das Mobiliar der Wohngemeinschaft.

Inzwischen gilt der Junge als hoffnungsloser Fall. Er hat seine Freundin geschwängert, die in einer anderen Wohngemeinschaft lebt. Er ist wegen Diebstahls angezeigt worden, hat große Schulden. Er befindet sich, so faßt sein Betreuer für eine Erziehungskonferenz zusammen, „auf einem Weg zunehmender Verwahrlo-



Von Crashkid Dennis verursachter Unfall (1992): Das bisherige Reparatursystem ist gescheitert

Täterschwund bei der Justiz

Laut Kriminalstatistik explodiert die Jugendkriminalität. Doch die Rohdaten zeigen nicht das ganze Bild.

Die Zahlen sind ein Horror. Ladendiebstahl: plus 120 Prozent. Gewaltkriminalität: plus 230 Prozent. Verstöße gegen das Betäubungsmittelgesetz: plus 540 Prozent bei Cannabis und plus 910 Prozent bei Heroin.

Die explosiven Steigerungsraten der Kriminalität von 14- bis 17jährigen in Westdeutschland zwischen 1984 und 1997 finden sich in Tabellen des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen. Basis der Rechnung ist die Tatverdächtigenzahl (TVZ). Diese kriminalwissenschaftliche Meßgröße beziffert die Anzahl der mutmaßlichen Täter je 100 000 Menschen der gleichen Bevölkerungsgruppe.

Daß im vergangenen Jahr 244 Jugendliche im Verdacht standen, einen Menschen umgebracht zu haben (siehe Grafik), entspricht einer TVZ von 6,3 in West- und von 8,2 in Ostdeutschland. Die gemessene Jugendkriminalität insgesamt schlägt sich in Verdachtszahlen von 7617 (West) und 9339 (Ost) nieder. Im guten alten Orwell-Jahr 1984 lag die Ziffer noch bei 3965 gemeldeten Straftaten auf 100 000 Jugendliche in der Bundesrepublik.

Halbwegs verlässliche Daten liegen aus der DDR nicht vor. Die Zahlen aus dem Osten Deutschlands gelten erst seit 1993 als vergleichbar mit denen aus den alten Ländern.

Das rapide Wachstum der registrierten Taten von Jugendlichen und auch von Kindern unter 14 Jahren scheint manche Experten kaum zu beeindrucken. Franz Zöller, Jugendkoordinator im hessischen Landeskriminalamt (LKA), bleibt dabei: „Das Problem der Jugendkriminalität ist auf einen kleinen Kreis beschränkt.“ Al-

les in allem sei die nachwachsende Generation „besser als ihr Ruf“. Auch der baden-württembergische Justizminister Ulrich Goll (FDP) hält nichts von der Klage, die Jugend werde immer schlimmer. Goll behauptet, „daß wir mindestens so schlimm waren“.

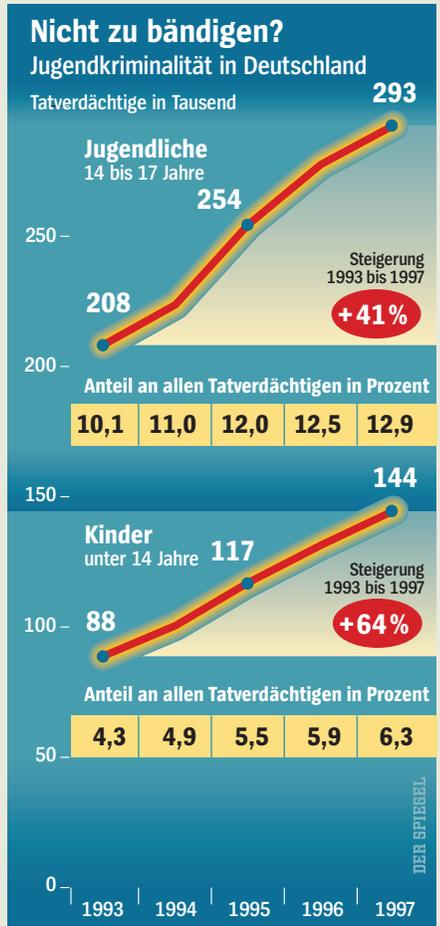
Wie kann das sein? Sind Goll und Zöller ideologisch verblendet? Oder täuscht die Statistik?

Eine simple und präzise Antwort darauf gibt es nicht. Sicher ist nur: Rohdaten allein haben wenig Beweiskraft, deshalb sind Auslegung und Analyse nötig. Und da ist Streit programmiert.

Damit die Debatten nicht in Hysterie ausarten, warnen die Jugendminister aller 16 Bundesländer einmütig: „Eine undifferenzierte und zusammenhanglose Interpretation“ der Deliktziffern könne „nur zu erhöhter Kriminalitätsfurcht und zu ineffektivem Aktionismus führen“.

Wer mit den Zahlenreihen operiert, muß vor allem wissen: Sie beruhen ausschließlich auf Strafanzeigen – und die meisten Meldungen kommen aus der Bevölkerung. Wird wie in den neunziger Jahren besonders intensiv über Verbrechen debattiert, wenden sich die Bürger besonders oft an die Polizei.

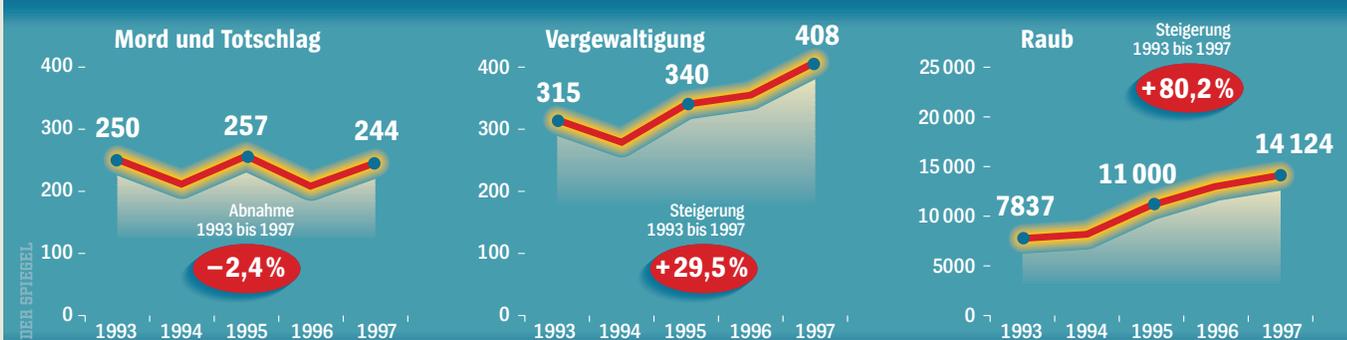
Meßdaten über diesen Zusammenhang gibt es zwar bislang nicht, doch Kriminologen wie der Hamburger Professor Fritz Sack sind überzeugt: „Die Beunruhigung von Politik und Gesellschaft über die Jugendkriminalität hat auch die Anzeigebereitschaft gesteigert.“ Was der Polizei nicht bekannt wird, das sogenannte Dunkelfeld, taucht auch nicht in den Tabellen auf.



So ist die Kriminalstatistik in erster Linie ein Arbeitsbericht der Polizeibeamten. Polizeitaktische Vorgaben spielen dabei eine Rolle: Wenn die Fahnder das Drogenmilieu intensiver aufrollen, dann entdecken sie auch mehr Gesetzesbrecher.

Spielraum haben die Beamten zudem bei der Frage, in welche Rubrik ein Delikt fällt. Justizminister Goll weiß beispielsweise: „In den Statistiken der Polizei ist man sehr schnell in der Sparte Gewaltverbrechen.“ Auch Heribert Ostendorf, Leiter der Forschungsstelle

Jung und brutal Tatverdächtige Jugendliche (14 bis 17 Jahre) nach Deliktarten in Deutschland; absolute Zahlen



für Jugendstrafrecht und Kriminalprävention an der Universität Kiel und langjähriger Generalstaatsanwalt von Schleswig-Holstein, hat die Erfahrung gemacht: „Es gibt ein berufsmäßiges Anliegen der Polizei, den Verdacht möglichst hoch anzusetzen.“

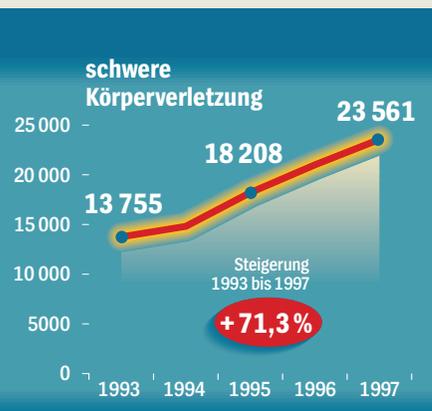
Staatsanwälte und Richter, die sich gründlicher mit jedem Fall beschäftigen, kommen oft zu anderen Ergebnissen – Kriminologen sprechen vom „Täterchwund“.

Die Schwundquoten zwischen Polizei- und Verurteiltenstatistik, hat der Konstanzer Professor Wolfgang Heinz für das Jahr 1996 errechnet (neuere Basiszahlen liegen aus der Justiz nicht vor). Danach kamen auf einen als Mörder oder Totschläger verurteilten Jugendlichen 5,6 Jugendliche, die als Killer verdächtig waren. Bei schwerer Körperverletzung lag das Verhältnis bei 1 zu 4,5, bei Raub/Erpressung bei 1 zu 3,6.

Weniger dramatisch als die übliche Kriminalstatistik sind auch die Zahlen, die das bayerische LKA in einer Sonderstudie erhoben hat. Von 38 000 Münchner Jugendlichen waren danach lediglich 200 als Gewalttäter auffällig.

Die aber richtig. Minderjährige, oft sogar strafunmündige Serientäter, verursachen einen großen Teil der statistisch erfaßten Delikte. Zwar gibt es hierzu keine präzise bundesweite Erhebung. Doch ermittelten Kriminalforscher wie Ostendorf, daß etwa fünf Prozent der jungen Kriminellen für die Hälfte der Straftaten verantwortlich sind.

Viele Täter probieren nur mal aus, was sie sich trauen. Das Massendelikt der Kids ist Ladendiebstahl, der oft nur als Mutprobe dient. Danach ist Schluß, das weiß auch die Bundesregierung. Eine Parlamentsdrucksache vom vergangenen Sommer beschreibt „Jugenddelinquenz überwiegend als Probierverhalten mit episodenhaftem Charakter“. Aus den meisten Rabauken werden eines Tages brave Bürger – ganz ohne Heim und Knast.



sung“. Konsequenzen hat das alles nicht. Der „Kreislauf der Gewalt“, sagt seine Mutter, geht weiter, „keiner stoppt ihn – bis er wirklich einen totmacht“.

Die Frage, wann und in welchem Umfang die öffentliche Erziehung intervenieren soll, ist umstritten. Sollen Jugendliche in kaputten Familien bleiben oder herausgenommen werden? Soll man die Kids ambulant oder stationär betreuen? Wie schwere und wie viele Delikte muß ein Jugendlicher begangen haben, ehe sich jemand rührt? Das Jugendamt wählt oft den einfachen Weg: das Nichtstun.

Angesichts der wachsenden Zahl von Problemfällen ist das deutsche System der Jugendhilfe verschludert. Das Jugendstrafrecht hält zwar von der Verwarnung bis zum Knast einen Kanon erzieherischer Maßnahmen bereit. In der Gerichtspraxis aber liegen zwischen Tat und Verurteilung meist so lange Zeiträume, daß der Delinquent keinen Zusammenhang mehr erkennen kann.

Das System des Bestrafens folgt einem eingeschliffenen Ritual, für den Jugendlichen scheinbar willkürlich, reihen sich immer neue richterliche Maßnahmen aneinander. Der mutmaßliche Mörder Christian hatte es in seiner 33monatigen kriminellen Laufbahn auf ein umfassendes Strafregister mit rund drei Dutzend Fällen gebracht: Brandstiftung, Sachbeschädigung, Raub, Diebstahl, Körperverletzung, schwere Körperverletzung, Widerstand. Mal wurden die Taten gar nicht geahndet, zweimal wurden Verfahren gegen Erziehungsmaßnahmen eingestellt, mal war er sechs Wochen in Haft, dann wieder war er nach Gutachteransicht nicht schuldhaftig.

Auch das Hamburger Crashkid Dennis durfte, weitgehend ungestraft, so lange Autos stehlen, bis ein Kumpel bei einem Verkehrsunfall ums Leben kam.

Besonders schwer tut sich das Jugendamt mit psychisch auffälligen Jugendlichen. Selbst bei offensichtlichen Fällen psychischer Defekte wie beim Sohn von Gitta T. oder bei Christian darf die Behörde nur in Ausnahmefällen ohne Einwilligung der Betroffenen eingreifen.

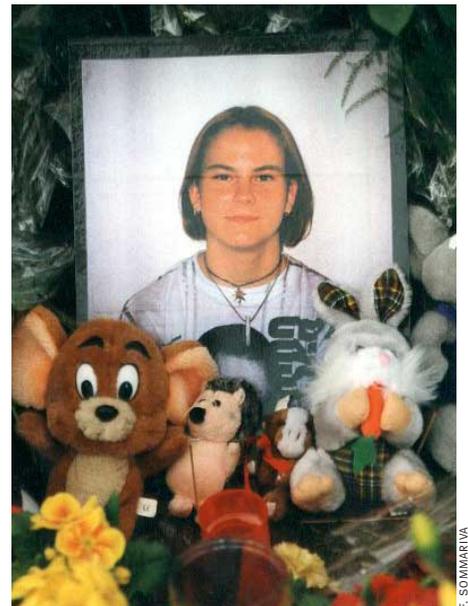
Die alarmierende Haushaltslage der Kommunen verschärft die Situation. So deckelte etwa die Hansestadt Hamburg trotz steigender Problemfälle die Hilfen zur Erziehung in diesem Jahr auf 227,5 Millionen Mark – pädagogisch sinnvolle Maßnahmen, die noch vor einigen Jahren selbstverständlich waren, fallen deshalb immer häufiger dem Spardiktat zum Opfer. Auf dem Hilfemarkt greift das Amt für Jugend zunehmend auf Billiganbieter zurück: Freie Träger, die sich um naturgemäß aufwendigere innovative Behandlungsmethoden bemühen, kommen nicht mehr zum Zuge „Um den hochproblematistischen Jugendlichen gewachsen zu sein“, sagt Stephan Schröder von der evangelischen Jugendhilfe des Kirchenkreises Alt-



Sexualopfer Christina
Verschleppt, mißbraucht, erdrosselt



Gedenk-Graffito für Selbstmörder Mirco
Von einer Jugendgang ausgeraubt



Mordopfer Jana
Auf offener Straße erstochen

Hamburg, „bedarf es individueller und intensiver Hilfsmaßen von Pädagogen, die bereit sind, sich weiterzuschulen.“

Die Karrieren der Kindergangster sind deshalb auch Belege des zunehmenden Versagens staatlicher Stellen. Am Ende eines langen Erziehungstourismus durch verschiedenste Einrichtungen bleiben einige Schlägertypen übrig, die kaum noch oder nur mit immensem Aufwand behandelt werden können.

Als Anfang der neunziger Jahre die geschlossenen Heime fast im gesamten Bundesgebiet dichtgemacht hatten, waren sich Politiker, Wissenschaftler und Pädagogen noch einig in der Erkenntnis, daß Wegschließen dem Erziehungsgebot des Jugendstrafrechts zuwiderläuft.

Und als sich die Jugendminister der Länder am 19. und 20. Juni 1997 in Magdeburg trafen, untermauerten sie in einem einstimmigen Beschluß das Dogma, daß „Prävention Vorrang vor Strafverfolgung und Repression“ hat. Eine „allgemeine Strafverschärfung“ lehnten die 16 Ressortchefs ab, „freiheitsentziehende Maßnahmen“ müßten auf das „unabdingbare Maß begrenzt werden“.

Bayern ist inzwischen ausgeschert. Der Freistaat bereitet eine Bundesratsinitiative vor, die Jugendliche leichter gegen den Willen der Eltern in geschlossene Heime einweisen will. Auch Sozialdemokraten wie der niedersächsische Innenminister Gerhard Glogowski, sein Magdeburger Kollege Manfred Püchel oder der Berliner Ju-

stizsenator Ehrhart Körting wollen die Kids in strenge Obhut nehmen.

Doch es fehlt an Gelegenheiten. Nicht einmal Bundesjugendministerin Claudia Nolte weiß genau, wie viele geschlossene Plätze überhaupt verfügbar sind. Die Schätzungen liegen bei rund 120 – fast alle in Bayern und Baden-Württemberg.

Die geschlossene Unterbringung, wie sie heute praktiziert wird, hat mit den einstigen „Zucht- und Besserungsanstalten“ nur noch wenig zu tun. Eine intensive Betreuung durch Pädagogen und Psychologen gehört zum Heimalltag. Doch sie ist teuer: Die Erziehung eines Delinquenten in einer solchen Einrichtung ist unter 10 000 Mark im Monat nicht zu haben. Zum Vergleich: Der Platz in einer Wohngruppe kostet rund

„Die muß man zwingen“

Der Erziehungswissenschaftler Jens Weidner über brutale Jugendliche und geschlossene Heime

Weidner, 39, lehrt an der Fachhochschule Hamburg Erziehungswissenschaften und Kriminologie. Er begleitet mehrere Programme für Anti-Aggressivitäts-Training.

SPIEGEL: Herr Weidner, brauchen wir neue Haftanstalten für Jugendliche?

Weidner: Wir haben genug Knäste. Aber wir dürfen uns auch den Luxus erlauben, extreme Wiederholungstäter in Jugendgefängnisse zu stecken. Dort laufen wie etwa in der Hamburger Haftanstalt Hahnöfersand sehr interessante Betreuungsprojekte.

SPIEGEL: Für viele Politiker sind neuerdings geschlossene Heime das Mittel zur Lösung aller Gewaltprobleme.

Weidner: Wenn die Heime nicht so sind wie in den sechziger Jahren, als die Jugendlichen mit militärischem Appell gedrillt wurden, kann Heimpädagogik eine durchaus sinnvolle Methode sein. Extremen Leuten kann nur mit einer extrem intensiven Betreuung geholfen werden – nur darf das keine Massenummer werden. Eines ist doch klar: Wenn wir ein neues Heim mit 1000 Plätzen bauen, ist das sofort voll. In Hamburg kommen aber vielleicht nur 15 Jugendliche für eine solche Unterbringung in Frage.

SPIEGEL: Was bringen denn die Heime?

Weidner: Eine geringe Rückfallquote – denn die setzen Grenzen, weil die Betreuer mit den Jungs etwas aushandeln. Die bieten vor allem völlig aus dem Lot laufenden Jugendlichen eine Alltagsstruktur. Nur dürfen die Kids nicht jahrelang dort verschwinden. Und die Heime müssen pädagogisch seriös ausgestattet werden. Momentan wird aber überall gespart.

SPIEGEL: Sie haben Gewalttäter in US-Gefängnissen betreut. Sind die Vereinigten Staaten Vorbild?

Weidner: Die USA sind ein verrücktes Land: Sie haben hervorragende Behandlungsmodelle, und sie haben die höchste Quote an Todesstrafen. Mir gefallen sehr gut die konfrontativen Programme mit Gangschlägern. Die sind faszinierend und haben hervorragende Ergebnisse.

SPIEGEL: Kann man denn solche Methoden nach Deutschland transferieren?

Weidner: Wir müssen auf der Suche nach Alternativen überall hinschauen – auch nach Skandinavien, Holland, Polen. Die Deutschen müssen, anders als in der Vergangenheit geschehen, auch bereit sein, sich dieser Mühe zu unterziehen.

SPIEGEL: Ist man mit den Gewalttätern in Deutschland zu lasch gewesen?

Weidner: Insgesamt ist man nicht zu lasch gewe-

sen, die Ausnahme bilden die Wiederholungstäter. Ermahnungen, höfliche Gespräche – all diese Maßnahmen kann man fünfmal ausprobieren. Ab dem sechsten Mal haben die Jugendlichen das Gefühl, man nimmt sie auf den Arm. Dann müssen harte Sanktionen ran.

SPIEGEL: Wer hat denn versagt?

Weidner: Es ist schwer, einzelne Schuldige zu benennen. Es ist nur klar, daß die Jugendbehörden überfordert sind, wenn sie mit völlig aus dem Ruder gelaufenen Leuten konfrontiert werden. Die wissen dann ebensowenig, was sie mit denen tun sollen, wie die Justiz.

SPIEGEL: In der Vergangenheit hat man die Serientäter gern ins Ausland geschickt.

Weidner: Ich finde den Export von Jugendlichen ins Ausland nicht ehrlich. Ich glaube, Deutschland wäre auch nicht sehr begeistert, wenn die Franzosen ihre Top-Täter zum Abenteuerurlaub nach Sylt schicken würden. Man kann sich den Jugendlichen doch auch am Plöner See oder an der Mecklenburger Seenplatte widmen.

SPIEGEL: Sind die Extremtäter überhaupt therapierbar?

Weidner: Die sind behandelbar, absolut. Es gibt ganz wenige Jugendliche, die man nicht mehr erreichen kann. Das sind Grenzfälle zur Kinder- und Jugendpsychiatrie. Die Jugendlichen, von denen wir hier sprechen, sind nicht krank, sondern einfach nur gewaltverliebt, machtverliebt.

SPIEGEL: Wie kommt man an diese Jugendlichen heran?

Weidner: Die muß man zwingen. Behandlung unter Zwang ist als Einstieg notwendig. Einsicht reift erst, wenn die Leute etwa 24 Jahre alt sind. In der Zwischenzeit haben sie aber 10 Jahre lang Opfer produziert, und das ist nicht akzeptabel.

SPIEGEL: Kann sich die Gesellschaft schützen, indem sie die jugendli-



Kriminologe Weidner

M. LOSSE

6000 Mark, ambulante Betreuung zwischen 2500 und 9000 Mark. Auch aus den geschlossenen Häusern führen viele Wege nach draußen. Wer wirklich raus will, findet immer ein Schlupfloch, überall.

In Rummelsberg bei Nürnberg nutzen die Erzieher den Freiheitsdrang als pädagogisches Prinzip. Nach ein paar Wochen gibt es bei guter Führung immer längeren Ausgang.

Auch drinnen bekommen die Jungen einiges geboten. Zum Konzept der „indivi-

duellen Geschlossenheit“ gehört der Schulbesuch ebenso wie das Schwimmen im eigenen Hallenbad oder das Kajakfahren in der Abenteuergruppe. Nur wer „richtig Scheiße baut“, landet in einer der drei Zellen: kargen, beige gestrichenen Räumen mit Pritsche, Klo und Plexiglasfenstern auf 1,90 Meter Höhe.

Einig sind sich die Experten: Für minder schwere Fälle der Jugendkriminalität sind geschlossene Heime ökonomisch unsinnig und pädagogisch bedenklich. Und für die wenigen Extremfälle gewalttätiger Mehrfachtäter ist kein engmaschiges Netz neuer Heime notwendig.

Es gibt andere Methoden, die möglicherweise mehr bringen: Seit einiger Zeit wird in 18 deutschen Städten für schwere Gewalttäter ein Anti-Aggressivitäts-Training angeboten – Programme, die in amerikanischen Jugendgefängnissen entwickelt und auch in deutschen Knästen bereits angewendet wurden.

In Hamburg begleitet der Erziehungswissenschaftler Jens Weidner ein solches Training (siehe Interview). Er hat herausgefunden, daß den Delinquenten „ein Selbstbild zwischen Rambo und Versager“ gemeinsam ist und das Gefühl, sie seien „als Brutalo unberührbar“. Die jungen Täter, sagt Weidner, hätten kein Gefühl für ihre Opfer. Die von Tonndorf etwa würden ihre Tat damit rechtfertigen: „Der Opa war doch schon alt.“

Die Trainer wollen mit ihrem Anti-Aggressivitäts-Programm zweierlei erreichen: Die Gewalttäter müssen lernen, ein Mitgefühl für ihre Opfer zu entwickeln, und sie müssen in der Lage sein, in Extremsituationen „cool zu bleiben“ (Weidner).

Das Training dauert ein halbes Jahr, wöchentlich drei bis fünf Stunden. Dabei werden die Jugendlichen bewußt provoziert: Schwulenhasser werden betatscht, Neonazis mit Juden konfrontiert. Gleichzeitig führen die Trainer ihnen immer wieder die Folgen ihrer eigenen Brutalität vor Augen – das Blut der Opfer, seelische und körperliche Wunden und Narben. Höhepunkt des Programms ist der sogenannte heiße Stuhl, ein heftiger Dialog mit acht Trainern und Kumpeln über ihr Verhalten, der oft in lautstarken oder gar handgreiflichen Auseinandersetzungen endet.

Die Erfolge der Methode sind beachtlich. In den USA, wo die Programme seit zwölf Jahren laufen, konnten 70 Prozent der behandelten Draufschläger aus dem Gewaltkreislauf herausgelöst werden. Ähnliche Erfahrungen hat man in Deutschland gemacht.

Grundsätzlich würden „aus diesen Typen keine Pazifisten“, sagt Weidner, „aber zumindest hauen sie sich wesentlich weniger, und sie schlagen weniger hart zu“. ♦



W. M. WEBER

Zelle im Heim Rummelsberg

„Die sind einfach gewaltverliebt“

chen Gewalttäter bis zur Reife wegsperert.

Weidner: Das ist weder juristisch noch ethisch möglich und pädagogisch unseriös. Die Intensivprogramme, die man anbieten muß, dauern doch nicht lang – ein halbes Jahr, maximal zwölf Monate.

SPIEGEL: Es bleibt das Restrisiko, daß der Jugendliche anschließend doch wieder jemanden zusammenschlägt.

Weidner: Das werden Sie nie völlig ausschließen können – es sei denn, Sie verfolgen die chinesische Methode: Wir entlassen, wenn die Muskelkraft schwindet. Wir kennen doch unsere wahnsinnigen Jugendlichen, also können wir auch intervenieren. Selbst wenn man die Jugendlichen inhaftiert, ist dies nicht immer gleich mit behördlichem Versagen gleichzusetzen. Das wird es erst, wenn jemand zu lange eingesperrt wird.

SPIEGEL: Haben Sie angesichts der Gewalttäter die Hoffnung auf eine frühzeitige Vorbeugung verloren?

Weidner: Überhaupt nicht – wir wissen, daß fast alle diese Mehrfachtäter in ihrer frühen Kindheit selbst Opfer von Mißhandlungen waren. Sie sind also alle schon aufgetaucht in den Statistiken des Kinderschutzbundes. Wenn wir heute die Schläger aus dem Jahr 2006 in den Griff kriegen wollen, müssen wir uns jetzt um die Mißhandlungsopfer kümmern. Nur macht das bisher niemand.